

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

226 (30.9.1925) Die Mußestunde

Nun liegen schwere Massen Sandes auf dem Scheiß Afbar...
Ibn Sa'id und dem Kameel, und die kleine braune Pilota steht...

Aus Welt und Wissen

Der Tobieind des Gorilla. Ein Amerikaner, Benjamin Burbridge, ist mit einer Gesellschaft von Jägern und einem...

Literatur

Raoul Francé „Das Land der Sehnsucht“. Als 4. Bücherkreisbuch ist soeben Raoul Francé: „Das Land der Sehnsucht“...

„Auf badischer Scholle“. Kalender der badischen Landwirtschaft (Jahrgang 1926). 144 Seiten stark. Preis 50 Pfg.

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsdruckerei Volksfreund - G. m. b. H. Karlsruhe, Pflanzstraße 24.

Räffelede

Reimergänzungsräffeln
Immer wehmutsvoller — es,
Immer sehnuchtsvoller — es

Silben-Räffel

Aus untestehenden Silben sind zwanzig Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen wichtigen Merkspruch für die Rablen ergeben.

a-a-a-l-ho-da-be-di-dor-e-elen-es-ga-gall-nels-ge-ni-i-i-in-ka-fi-ka-le-len-li-mar-me-ment-mo-nach-me-ner-ni-no-no-o-o-ven-per-ra-re-rhi-ro-ro-ruf-jen-fel-feil-li-tan-ti-tie-tö-wid-ve-ze

Die zu bildenden Wörter sind 1. ein amerikanischer Wasserfall, 2. jüdischer Vornahme, 3. Sozialist, 4. Staatsform, 5. Stadt im Ruhrgebiet, 6. berühmter Liebhaber, 7. Stadt in Südfrankreich, 8. Südstadtbewohner von Karlsruhe, 9. Unser jüngster Karlsruher Stadtrat, 10. biblischer König, 11. Teil des Arms, 12. ein militärischer Beariff, 13. Schimpfwort, 14. ein Tragtier, 15. Gebirge, 16. Veranlagungsstätte, 17. Waldbaum, 18. ein antiker Flieger, 19. Südsprache, 20. Vogel.

Auslösungen der Räffel der Nummer der 39. Woche

Bilder-Räffel: Nur im Grabes-Dunkel leuchtet das Verdienst.
Auswahl-Räffel: Lejere bleibe deinem Platte tren.

Richtige Lösungen sandten ein: Irma Göhring, Anton Lauffe, Anna Schildhorn, Karlsruhe; Ernst Barth, Karlsruhe; Mühlburg; Anton Kapfetter, Karlsruhe-Daxlanden; Heinrich Müller, Durlach; Franz Braun, Oberkirch.

Witz und Humor

Lieber Simplicissimus. Bei Meyers unternimmt der Stammhalter die erste Ausfahrt. Schwiegermutter schiebt, stolz nebenher geht der junge Vater. Sie mußern die Gefährlichkeit der Vorübergehenden. Alles grinst! Selbst dem stolzen Vater wird das unangenehm, und er forsch nach der Ursache, bis er schließlich entdeckt, daß vorn am Kinderwagen das Schild des Verkäufers hängen geblieben war: Eigenes Fabrikat!

Der kleine Willo betrachtet das neue Brüderchen mit allen Zeichen des Mißtrauens. Keine Haare hat es, keine Zähne? „Mutti“, fragt er schließlic, „hat denn Babo gar keine Ecksteine mitgebracht?“

Direktor (zum Bürodiener): „Ich will ungehört arbeiten, lassen Sie niemand vor. Wenn jemand mich dringend zu sprechen wünscht, so sagen Sie einfach: Ach, das sagen alle.“ — Als nach einer Weile eine Dame den Direktor zu sprechen wünscht, wird sie abgewiesen. — „Aber ich bin doch seine Frau!“ — „Ach, das sagen alle!“ antwortet der gelehrige Diener.

Befragungen. Sie saßen bei Tisch und saßen einander an, während er mechanisch das Gericht zu sich nahm, das sie ihm vorgelegt hatte. „Siehst Du,“ sagte sie, „ich freue mich, daß Dir das schmeckt. Mama sagt, es wären zwei Sachen, die ich ganz ausgezeichnet machen könnte: Kartoffelsalat und Mar-meladeterete.“ „Wirklich?“ sagte er, „und was ist das hier?“

Das Rezept. „Ach lieber Freund, mir gehts schlecht,“ sagte einer, der an Schlaflosigkeit litt, „ich habe schon fünf Nächte kein Auge zugehen.“ „Lerne doch boxen,“ riet ihm sein Freund, „als ich es das erste mal veruchte, blieben meine Augen acht Tage geschlossen.“

Die Mußestunde
Zur Unterhaltung und Belehrung

40. Woche Karlsruhe, den 30. September 1925

Abend im Herbst

In der Abend, der sich senkte,
Spannen Nebel graue Wände,
Tropfenfall rauscht kühler Sang.

Erich Grisar.

Der Wert von Frauen in Neuguinea

Von Merlin Moor Taylor.

In das Herz des dunklen Papualandes auf Neuguinea, mo noch nie zuvor der Fuß eines anderen Weibes gewandelt ist, führt das neue Wert von M. M. Taylor „Bei den Kannibalen von Papua“, das soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist. Aus den uns zur Verfügung gestellten Ausgabebogen geben wir zwei besonders fesselnde Abschnitte wieder.

Die Redaktion.

Auf der Veranda stand ein Eingeborener mit lufsigem Kopf im Licht einer großen Lampe. Er war wegmüde, und seine Dorfpolizistenuniform zeigte die Spuren des Schmutzes der Ebene und der Wellenpritscher auf seiner Bootsfahrt vom Hautland über den Sall-Sund.

„Dieser Burische,“ sagte Connello, „stammt aus einem Bergdorf, das ungefähr den letzten Vordritten der Kultur und des Einflusses der Regierung darstellt. Es handelt sich um einen ernsthaften Aufbruch in Kapatea, dem Bezirk, der neben dem keinen liegt. Die Leute sind außer Rand und Band und liegen im Kampf mit einem anderen Bezirk, Kewessi. Weder Kapatea, noch Kewessi unterstehen eigentlich der Regierung. Aber sie liegen unmittelbar am Regierungsgebiet, und dieser Burische fragt, wenn die Regierung nicht eingreift, würden die Wirren sich ausbreiten und nicht nur auf seinen Bezirk, sondern noch auf andere überspringen. Er weiß nicht recht, warum es sich eigentlich dreht, aber offenbar ist die Sache ernst.“

Wir hielten unsere Pfeifen an und lebten uns in die Stühle zurück, während Connello den Dorfpolizisten wagschickte und uns erzählte, was er von Kapatea wußte.

Sie sind ja als Keulung mit Papua noch nicht so vertraut,“ wandte er sich zu mir, „und so erkläre ich Ihnen am besten erst einiges über die Verhältnisse.“

Ich will nicht versuchen, seine eigenen Worte wiederzugeben, sondern beschränke mich darauf, das Wesentlichste von dem wiederzugeben, was er mir erzählte. Als die Natur Neuguinea ist, muß sie ironischer Laune gewesen sein; denn sie schuf ein Land mit wilden, drohenden, furchtgebietenden Bergketten, mo das Leben für die Wilden ein beständiger Kampf ums Dasein ist von der Wiege bis zum Grabe. Zu jeder Stunde umschwebt sie der Schatten des Todes; denn wenn sie nicht von den Feinden, die jeden Stamm umgeben, erschlagen und aufgefressen werden, bedroht sie das Gespenst des Hungertodes als Folge der häufigen Missernten in ihren felsigen Gärten, die mit Baumstämmen überstreut und mit Zuckerröhr und Bataten bepflanzt sind. Das Wild beschränkt sich auf ein paar Vögel, gelegentlich ein junges Rängurub, das kaum größer ist als eine Ratte,

und vielleicht einen Emu, der sich aus dem Tiefland her verirrt hat.

So schätzt man in den Bergen seine Schweine höher als seine Frauen. Man mag sich noch so sehr gegen diese Anordnung sträuben, selbst ein Weiber kann verstehen, warum es so bei den Schwarzen ist.

Die Frauen übertreffen die Männer an Zahl in den Bergen; denn die Opfer, die die Menschenfresserei fordert, entfallen zumeist auf die Männer. So umwerben die Frauen eifrig die heiratsfähigen Männer, und die Sitte will, daß die Frau dem Mann den Antrag macht. Selten wird er abgelehnt. Je mehr Frauen ein Mann hat, um so äröher und ertragreicher sind seine Gärten, die sie bearbeiten. So hat jeder Mann zwei bis sechs Frauen. Der Verlust einer Frau will wenig befragen, wo man sofort eine neue haben kann.

Aber ein Schwein zu verlieren — ach, das bedeutet ein wirkliches Unglück! Um ein neues Schwein zu bekommen, muß man das Dickicht durchstreifen und das Schwein fangen, wenn es noch klein ist; man muß es selbst aufziehen und dabei sogar die Brutt seiner Frauen abwesend mit den Kindern nehmen lassen. So folgt dem Tod eines Schweines oft ein Mord, und der Mord führt unfehlbar zu neuen Morden, und das Blutvergießen befällt ganze Dörfer und Stämme.

Der Weg führte uns am nächsten Morgen den Kamm des Berges entlang. Seltsamerweise erblickten wir keinen Schwarzen. Aber ich konnte das Gefühl nicht loswerden, daß das Dickicht um uns nicht so einlam war, wie es schien. Eine unheilberühnende Stille lag darüber. Ich ging hinter den beiden führenden Polizisten und bemerkte, wie ruhig sie unruhig waren. Ihre Augen schweiften vom dem Pfad ab vorhin, mo in der Ferne die Kadabus lärmend über den Bäumen flatterten — ein untrügliches Zeichen dafür, daß etwas auf dem Boden unter ihnen sie aufgeschreckt hatte. Dann kamen wir zum Gipfel, und der Pfad führte uns aus dem Sumpfwald in grasbewachsenes Gelände. Es ging in sanfter Steigung eine kleine Höhe hinauf, und plötzlich machte der Polizist an der Spitze halt und deutet zitternd auf etwas hin. Keine hundert Meter entfernt war der Hang mit bewaffneten Wilden bedekt, deren Umrisse sich deutlich gegen den Himmel abhoben!

Nur ein paar Minuten waren sie zu sehen, ehe sie wieder verschwanden.

Als wir mit der Vorhut nun an den Saum des Dickichts kamen, waren die ersten unserer Träger fünfsig Meter zurück; zwei Polizisten gingen ihnen voran. Unmittelbar vor uns machte der Pfad eine scharfe Biegung. Einer der Polizisten bedeutete uns, leise aufzutreten, lief dann vor und schaute um die Ecke. Dann winkte er uns, wir möchten kommen.

Zwanzig Meter hinter der Biegung mündete der Pfad plötzlich auf eine kleine Lichtung. Als wir sie betraten, hörten wir ein Knistern im Gestrüpp. Dann drang ein wildes Geschrei an unser Ohr, und das Dickicht um uns, das noch vor einem Augenblick so still und einlam gewesen war, wimmelte von Eingeborenen und starrte von ihren Waffen!

Ein einziger Blick genügte, mir zu zeigen, wie der Kreis um uns immer enger wurde. Ihre blutdürstigen Gesichter leuchteten schon vor Freude; denn sie dachten an den bevorstehenden Schmaus. Im Augenblick erkannte ich den vollen Ernst unserer Lage. Hinter mir hörte ich das Schreien der Träger und das Rufen der Polizisten, die sich bemühten, die entsetzten Leute in Keß und Gießel zu halten. Ein schriller Pfiff durchschnitt die Luft — einmal, zweimal, dreimal —, und ich wußte, daß von der Nachhut her Dumphries mit seinen Polizisten uns zur Hilfe eilte.

Es war mir klar, daß sie nicht mehr rechtzeitig da sein konnten. Jeden Augenblick mußte der Hagel von Geschossen über uns hereinbrechen, dann würden die Wilden uns überrennen, und mit mir und meinen beiden Polizisten war es aus. Nie sind die Gedanken einem Ertrinkenden so wild durc

das Hirn gekürrt wie mir in jenem Augenblick. Wie es ihnen eingeschärft war, hielten meine Begleiter ihre Gewehre schußbereit, aber gaben noch nicht Feuer. Sie hatten bei ihrer Ausbildung gelernt, daß sie erst dann schießen durften, wenn ein Weiber den Befehl dazu gab oder wenn ihr Leben so gut wie verwirrt war. Schon so oft hatten die Wilden im letzten Augenblick ihren Mut verloren und waren geflohen, als daß man es hätte wagen dürfen, sie durch ein paar Kugeln zu töten.

Warum wir nicht schon längst über den Hüften gerannt waren, verstand ich nicht. Dies schrittweise Vorrücken auf uns zu stimmte so gar nicht zu der Kriegsführung im Busch, wie sie mir vorschwebte, wo alles auf einen schnellen, ungestörten Ansturm eingekalkülert ist. Warum nur? Warum?

Wie ein Blitz durchdrang mich die Antwort auf diese Frage und die Lösung des Rätsels, bei dem drei Menschenleben auf dem Spiel standen.

Ich ließ den Revolver fallen und riß den dreifreimigen Hut vom Kopf, sah die mein Hemd am Halsbund und streifte es ab. Dann schritt ich auf die Wilden zu. Sollte ich recht, oder sollte ich meine Tollkühnheit mit dem Leben büßen?

So lange etwa, wie eine Uhr braucht, um ein halb Dutzendmal zu ticken, standen wir da und starrten einander an, die nackten Wilden und ich. Dann wurden sie sichtlich verstört, ihre Reiben begannen zu schwanken, sie schöpften tief Atem, einer stieß ein langgezogenes „U-i-i-i“ aus, und dann stürmten sie davon. Sie saufen in wilder Flucht den Pfad entlang, brachen sich Bahn durch das Gestrüpp, stolperten über Wurzeln, Steine und Ranten, schrien laut und stießen sich gegenseitig fort, um nur rasch von dem Ort loszukommen.

Meine Voraussetzung war richtig gewesen. Sie hatten nie zuvor einer Weiber erblickt, und als ich nun, bis zur Hüfte entkleidet, da stand und die Sonnenstrahlen meinen Leib übergoßen, waren sie bis ins Mark erschrocken!

Als Humpries und seine Leute herbeigerannt kamen, war ich zu Boden gesunken. Eine Art Ohnmacht war der Rückschlag der aufregenden Augenblicke, wo unser Leben an einem Fädchen hing. Meine Poliaisten aber erfüllten das Dicht mit ihrem Gelächter über die fliehenden Wilden.

Eine Ferienfahrt durch Mussolinis Herrschaftsgebiet.

Von Schir-Karlsruhe.

Rasch und tauchend roß der Schnellzug durch die laue Spätsommernacht. Sich selbst genügend und der unerbittlichen Raubheit des Alltags entfliehend, huschen nur allzu schnell an einem sonnendurchfluteten Morgen alte schweizerische Dörfer und wie gute Kameraden freundlich grühende Städte vorüber. Ausgedehnte Wälder, blühende Wiesen, rauschende Bänder, endlose Reihen Weiden an dem Gestade reizvoller Seen, wuchtige, schroffe Gebirgsmassive mit bizarren, gigantischen Gesteinsbildungen sind die Eigenheit eindrucksvoller landschaftlicher Ausblicke, die das herrliche, jetzt sehr stark besuchte Schweizland darbieten. Der unaufhörlich klingenden Melodie des Betrachtens und Schauens sich hingebend, war über Basel, Bern, Thun, Spiez bald die italienische Grenzstation Domodossola erreicht.

Stafen, das Land der vielseitigsten Schönheiten und der zahlreichsten Spuren großer untergegangener Geschlechter — Griechen und Römer —, sollte mir in unbekümmertem Genießen Erholung geben. Neues, ungewohntes Leben seufzt ganz und gar! Die höflichen, schön gewachsenen Beamten, Soldaten, Poliaisten, alle schmunz, sauber, adrett, das Aufstauchen der schiffstüchtigen Anbänger in ihrer eigenartigen Tracht, die fremde Sprache, das völlig umgewandelte landschaftliche Bild liehen schnell die Zeit vergehen und schon donierte der Zug in die Bahnhofhalle von Mailand. Erste Station!

Wie wirds gehen?, war die Frage, die ich mir selbst stellte. Wie werde ich ohne genügende Sprachkenntnisse und Kenntnis des Landes und Volkes schadlos durchkommen? Ein bißchen Glück muß halt der Mensch haben! Innerhalb ganz kurzer Zeit hatte ich nicht nur gute Unterkunft, sondern sogar einen Bekannten gefunden, der mir in ausserordentlichster Weise unschätzbare Dienste leistete. Ich lernte durch ihn nicht nur Mailand, die größte Stadt Italiens, kennen, sondern stafferte mich auch mit den notwendigen Kenntnissen aus, die mich später manche Klippe gefahrlos überwinden ließen. Die eigenartigen, niedrigen Bauformen der Häuser, die sen-

gende Glut der Sonne, die angenehme Kühlung im Zimmer, die farbenkräftige, natürlich glänzende Kleidung der Italienerinnen, das Zerumftsein und Stehen so vieler nichtswertiger, natürlicher Schönheit demonstrierender Italiener, die ungewohnte Zusammenstellung der reichlichen und preiswerten Mahlzeiten, die Höflichkeit der Menschen an und für sich, das lebhaft überlante Treiben in der abendlichen, erquickenden Kühlung wirkten im ersten Ansturm auf Auge und Gemüt läutend. Bei einem für deutschen Gaumen nicht besonders wohl-schmeckend präparierten „Americano“ im Spatenbräu stellte sich Herr W i e n e r, mein italienischer Bekannter, mir völlig uneigennützig für die Zeit meines Aufenthaltes zur Verfügung.

Mitten in der Nacht fand ich, daß man in Stafen Federbetten und -Kissen scheinbar nicht kennt. Den barten Pflüß, der als Kopunterlage diente, quartierte ich aus, stellte aus eigenen Mitteln ein Kopfpolster her, und siehe da, jetzt war mir ein ruhiger, schmerzloser Schlaf geschenkt. Nebenbei bemerkt, konnte ich einige Tage darauf trotzdem auf diesen barten Kopfpolstern glänzend schlafen. Gemohnheit scheint auch hier alles zu sein.

Wie von einem Auserbäcker gebaut, ragt dominiert mit seinen Türmen, Türmchen und Marmorverzierungen aus dem sonst gleichförmigen Stadtbild der Dom, der im fahlen Sonnenlicht ein riesiges blühendes und blühendes Monument ist. Leider läßt das mystische Halb Dunkel im Innern eine eingehende Betrachtung der angehängten Kunstwerke fast nicht zu. In schwindelnder Höhe, auf der höchsten zu erkletternden Spitze erhebt den Blick ein ausgedehntes Stadtbild. Der Friedhof, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, verleiht den auswärtigen Besucher in sprachloses Erstaunen und grenzenlose Bewunderung. Schon die riesige Eingangspforte läßt großes ahnen. Ueber unseren Friedhöfen, mit den bescheidenen Denkmälern, den zierlichen Eiertreuen und deren Holzsockeln, liegt ein milder Hauch von Anacht und Wehmut, der trüber Stimmung Raum gibt. Was uns aber dort besonders eindrucksvoll ins Bewußtsein tritt, ist weniger der Zauber des Verfallenen als die vollendete künstlerische Gelinnung, die hier die Stätten des Todes verkörpert, für offene Herzen und Augen ein kaum beruhigender Trost, der diesen riesenhafte, ideen- und stimmungreichen Denkmälern anhaftet. Höchstes Geistes- und lebensnaher und lebendiger Ausdrucksform offenbaren diese Werke schöpferisch produktiver Künstler. Trotzdem scheint dieser Totenkultus doch etwas übertrieben. Millionen werden hierfür ausgegeben.

Immer neue, ungewohnte Bilder läßt die fruchtbare lombardische Tiefebene erschauen. Bald zeichnen sich in der Ferne die scharfen Umrisse von Dörfern und Städten, staubigen Landstraßen, einzelnen gleichförmigen Häusern, ab, bald läßt sich ein gewaltige Staubwolke aufwirbelndes Auto erblicken. Alles von erdarmungslos stehenden Sonnenstrahlen beschienen. Kein Wälzchen am Himmel! An jedem Bahnhof wird aber „Gelati“ (Eis) zur Erfrischung des Reisenden feilgeboten.

In Genua, am Bahnhof, war ich einem Ueberfall durch Gewandträger und Hotelportiers ausgesetzt. Mit der Zeit weiß man sich auch hier Rat. Einige nicht mißanerkennende Broten italienisch, von der nötigen Geste begleitet, sind von Vorteil. Das Auge, der ganze Mensch hat hier genügend Arbeit, um das wechselvolle Leben einer südlichen Hafenstadt auszusaugen. Da sitzen in abendlicher Kühlung bei guten Tropfen Weines, sich laut und lebhaft unterhaltend die typischen halbnahten Gestalten mustulöser Hafenarbeiter, dort schaut man in natürlicher Eleganz sich bewegend, höchst nobel gekleidete, dunkel-äugige, schöne Italienerinnen, hier erzieht sich ein Menschenstrom luftwandelnd durch schmale, holprige Gassen und Gäßchen, alles eingetaucht in die brechenden Strahlen der untergehenden Sonne. Im Hafen wechelt der kleine Fischerboot mit dem Boot, das unter der Last der Südrüchke zusammenzubrechen droht; da schneiden kleine, stinte Dampfmaschinen die hochschäumenden Fluten, riesige Garben von Masten stehen in den Himmel, ein fahnengehmücker Dampf steigt in die Weite des Meeres, weiße Segel freusen gegen den Wind, Liebespaare ruderten dem Hafenufer zu. Neben dem Kolumbus-Denkmal und der Stadt an und für sich, ist ein Besuch des weltberühmten „Campo Santo“ wohl mit das Lohnendste, denn man hat hier die Eigenart des terrassenförmigen Aufbaues der Hafenstadt mit ihrem großen, von ungeschälten großen und kleinen Schiffen reißvoll bevölkerten Hafen vor sich. Und hat auch kurze Zeit Ruhe vor dem lärmenden, mit gewaltigen Stimmumfang und lebhaften Handbewegungen ihre Verkaufsgeschäfte anbietenden Italienern, ist bereit von dem lebenden Ton „D signore!“ der bettelnden Menschen.

Noch einen Sonntag und eine laue Nacht am Meer, wo Nähe und Ferne ewige Weiterrheit zu strahlen scheinen. Man sieht sich satt!

II.
Nun tönt wieder der monotone Gesang des raselnden Zuges. Mich mit zufällig deutsch sprechenden Fabrikanten unterhaltend, zeitweise Erlebtem nachhängend und Kommendem entgegengehend, eile ich Rom entgegen. Kapallo, die Stadt des deutsch-russischen Wirtschaftsaustommens, ist passiert, und weiter geht es nach Pisa, mit dem berühmten schiefen Turm. Von Florenz aus, wo die große Galerie mit auserlesenen Kunstwerken reich ausgestattet ist, näherte ich mich in ununterbrochener Fahrt Rom, der ewigen Stadt. Die von der Sonne verjagte, mit kümmerlichem Nachstum ausgefärbte tellerflache Ebene erfüllte das Auge mit Bildern, die aufstauten, verschwand und einander ähnelten wie ein Ei dem anderen. Die aufwirbelnden Staubmassen legen sich wie ein feiner Nebelschleier über das landschaftliche Bild. Mehr und mehr senkt sich der Feuerball der Sonne, milchig-violett erahle die Himmel, um dann in nuanenreichem Schimmern langsam in Dämmerung überzugeben.

Nach Mitternacht war ich in Rom. Die ewige Stadt. Die Sehnsucht ungeschälter Menschen, der Sitz der Macht der römisch-katholischen Kirche, eine Alterszone von unerhörter kulturhistorischer Bedeutung. Die weiß viel zu erzählen von Eroberungen, Niederlagen, Kämpfen nach innen und außen, Religionsstreitigkeiten und anderen mehr. Hier wohnten in früheren Zeiten die Führer des Weltgeschehens, die Triebkräfte, die einstens die Welt beherrschten.

Moderne, internationales Leben drückt dieser Zusammenballung und dem Zueinandererzweckeln von moderner Baukunst, alten, festgefärbten Gebäuden und Ruinen ganz früherer Bauepochen den Stempel auf. Überall Kirchen, Gärten, Paläste, Anlagen, Terrassen. An den Ecken der Peterskirche, des Kapitans, des Monumentes „Vittor Emanuel“, ein riesiger Säulenbau in Rosenform, brechen sich die Strahlen der Sonne. Wo man hinsieht, neue Klug und Sinn sehende Bilder! Einen unanschaulichen Eindruck vermittelt diese Stadt mit ihrem in Jahrtausenden erarbeiteten Weltgesche. Abends zwischen 8 und 10 Uhr laumandeln die Menschen auf den schönen, breiten Strahlen. Modernes Großstadtleben mit dem besonnenen, die ungewohnte Anbahnung kirchlicher Kunstschätze lassen durch ihre Vielheit, Größe und ihren Wert den Atem flogen. Die Beschäftigung der Peterskirche, des Kapitans, der Sirkianischen Kapelle, der Missionarsausstellung, des Forum Romanum und des Colosseums — heulische Reize vergangener großer Zeiten — lassen unausbleibliche Eindrücke zurück. Nach Mitternacht serriert in den schlafenden Strahlen das sich langsam verflüchtende jüdische Leben. — Neugierigen Interesse entpörans mein Besuch einer Katakomba in der Nähe Roms.

Karnell. Unwillkürlich muß man gleich an den Vesuv und an Pompei denken. Kitzend stand die heiße Luft in den lärmenden, schmutzigen Strahlen. Träge floß das Leben dahin. Eleganz und Wohlstand, Armut und eine gewisse angenehme Zufriedenheit der Menschen drüden dem wechselvollen Leben auf den ganz ungenügend gepflegten Strahlen ihr Kennzeichen auf. Schmutz, Schmutz, ob auf der Straße, bei den Einheimischen, im italienischen Hotel, ganz gleich, ist das typischste Zeichen dieser Stadt. Die Gebäude machen zum Teil einen sehr bauwälligen Eindruck. Zwischen den Autos bewegen sich ungeschälte Pferdewagen, die beste und sicherste Fahrgelegenheit für Fremde.

Trotz größter Hitze wagte ich den romantischen Ritt auf den Vesuv. 4 Stunden zu Pferd! Am Ziel bis zur Unkenntlichkeit von aufgewirbeltem Staub beschmutzt. Unbeschreiblich, als Großstädter auf einem andauernd galoppierenden Pferde, den Hut wegen der Sonne tief ins Gesicht gezogen, den herrlichen Anblick Neapels, seines Hafens, der Injal Carri, des unendlichen Meeres in vollen Zügen genießend. Klar und deutlich zeichneten sich die Konturen eines Bildes ab, an dem man sich nicht satt leben kann.

In fast eintägiger Fahrt erreichte ich über Rom, Florenz, Bologna, Padua die reizvolle Wasserstraßenstadt Venedig. Markusplatz und Rido waren die ersten Stunden gewidmet. In einer der Gondeln sitzend, träumte ich bei gleichmäßigem Ruderschlag in den stinkenden Abend hinein. Weiße zitterten über das glühende und gurgelnde Wasser die Töne einer bellen Stimme mit Klavierbegleitung. —

Auf der Heimfahrt über den Brenner kommend, weifte ich noch einige Tage in dem reisenden Innsbruck und seinem nabgelegenen Gebirge. Hier fand ein verobredetes Stelldichein mit Freunden aus Karlsruhe statt. Eine Kletterpartie in den Stubai-Alpen war unter gemeinames Ziel. Aber, o Schreck! Den einen der beiden Touristen gelang wohl die Partie, aber nicht die Kletterei! Die Anziehungskraft der Ebene war für die rund 2 Zentner Lebendgewicht stärker als die Anziehungskraft des hohen Berges. Er baute ab. Ja, ja, mit der Feder läßt sich leicht über Berg und Tal schreiben; in der Praxis ist aber so ein kaktier Gesteinskloß allerhand hoch! Der herrliche Ausblick auf die von Nebel sich langsam betreibenden Berggipfel, Schneefelder und Gletscher entschädigten reichlich für das ungeschickte Klettervergnügen. (Der Kaiserjägermarsch zum Abendessen war aber auch nicht übel. Der „andere“ Bergsteiger!!!)

München, das Deutsche Museum, die Verkehrsausstellung, in meinem Geiste noch in frischster Erinnerung, erblide ich hoch in der Luft, im Flugzug stehend, in weiter Ferne das bekannte Bild des Turmbergs, der Pragerstadt Karlsruhe. Immer näher kommt die Erde. Letzte zitternd Karlsruhe. Solpend rattert er über den Rücken des Harzwaldes. Solpend rattert er über den Flugplatz. Am Ausgangspunkt meiner Reize wieder angelangt. Vorbei die schöne, unvergessliche Zeit!

Erfrüllt und beglückt von den gesammelten Eindrücken geht man lebensfreudiger und stichtiger der neuen Arbeitsstut entgegen. Die Punktzeit der ansonsten Tage, ihre Schönheit und ihr freudvolles Erleben werden nicht wie Nebel langsam zerfließen, sondern in dauernder Erinnerung bleiben.

Was vergangen, lebt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtets lange noch zurück!

Der Tanz in der Sahara

Von Heinz Diesmann.

Ueber die Sahara heult der Samum, der glühende Wüstenwind. Der Scheich Akbar ib Said sagt über die Ebene, sein Kamel schreit, lauter als der Sturm, der von ferne nakt; der Geister spritz beiden aus dem Munde. Der Mann schält sinnlos mit den Händen auf das schreiende Tier; das Kamel rennt, rennt, stolpert, stürzt, der Mann im hohen Bogen über das Tier in den Sand, etwas Weiches, Kleines liegt mit — Der Mann reißt sich noch einmal in die Höhe; da steht er, wie eine riesige, am Himmel gierende gelbe Wand den Samum vor, neben, über sich, es donnert und schlägt, reißt ihn nieder, läßt ihn erscheidend aurgeln, vorde.

Nach einer halben Stunde scheint die Sonne wie stets auf das endlose totenstille Sandmeer. Unter dem Sande ruben Mann und Kamel. Alles ist leer. Alles? Da regt sich ein weißer Fleck, ein weißes Tuch, ein weißes Kleid um einen schmalen, braunen, jungen Körper.

Das ist ein Mädchen aus einem Araberstamm im Norden. Sie hat keine Eltern; man weiß noch nicht einmal ihren Namen und nannte sie „Pilota“, die „Schmächtige“; man brauchte sie zum Flechten der Matten und zum Wasser-schöpfen. Eines Tages kam der Scheich Akbar ib Said mit seinem Stamm aus dem Süden. Es begann ein furchtbarer Kampf um die Oase an den „sechs Datteloakmen“. Schließlich zog Akbar ib Said weiter, verlor aber als Friedens-stand die kleine Pilota, und man gab sie ihm, froh, des stärkeren Gegners ledig zu sein.

Der wilde Scheich Akbar ib Said nahm Pilota vor sich auf sein Kamel; zwölf Tage lang ritten sie und noch hatte er kein Wort zu ihr gesprochen. Dann trennte er sich eines Abends von seinem Stamm und ritt ein Stück in die Wüste. Als er seine Kameraden nicht mehr sehen konnte, ließen sie ab, und der Scheich Akbar ib Said zwang das Mädchen, vor ihm im glühenden Wüstenlande den „Tanz an die Sonne“ zu tanzen. Da tanzte die kleine braune Pilota mit bloßen Füßen und Armen den „Tanz an die Sonne“ und löste ihre schwarzen Haare, und die Swange ihres Kleides flirrte im Rhythmus der Bewegung. Sie vergaß den Mann und ihre Not, sie tanzte nur inbrünstig und schön und dachte an nichts als an die Oase an den „6 Datteloakmen“. Er aber alöste auf sie und sein Atem ging schwer.

Und plötzlich hebt sie die Augen und sieht ihn und lächelt und hebt weiter die Augen und sieht eine kleine gelbe Wolke am Horizont und weiß: Das ist der Samum, der glühende Wind der Wüste, der alles erschlägt und gleich begräbt, und schreit wieder.

Da sieht der Scheich Akbar ib Said die Wolke auch; er wird bleich, stürzt zu dem Kamel, wirft die kleine Pilota auf den Hals des Tieres, springt ihm auf den Rücken und —